

## Kafkas Brief an den Vater als biographische Quelle seiner geistigen Welt

Franz Kafka, der deutschsprachige, tschechische Jude, wurde am 3. Juli 1883 in Prag als Sohn eines vitalen und erfolgreichen Kaufmannes und einer sensiblen und bescheidenen Mutter geboren. Vor allem mit der jüngsten seiner drei 1889, 1890 und 1892 geborenen Schwestern verband den Dichter ein seelenverwandtes Vertrauensverhältnis. Nach dem Studium und der Promotion arbeitete er seit 1908 als Jurist in der Prager Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt. Seine Erkrankung an Tuberkulose führte von 1917 an zu zeitweiligen Unterbrechungen seiner Tätigkeit, bis er schließlich seinen Beruf 1922 ganz aufgeben musste. Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Berlin stirbt Kafka am 3. Juni 1924 und liegt seither auf dem Neuen Jüdischen Friedhof in Prag beerdigt.

Der umfangreiche Briefwechsel mit Felice und Milena gibt Aufschluß über seine tiefen und schwierigen Beziehungen zu diesen beiden Frauen; mit Dora Dymant erlebte er in Berlin ein kurzes Glück. Als Dichter war Kafka zu seiner Lebzeiten nur einem kleinen Freundeskreis bekannt, aus dem Max Brod herausragt. Er hat als erster die Größe des Freundes und seiner Kunst erkannt und sich unermüdlich dafür eingesetzt.

Mit der Veröffentlichung des Romanfragments „Der Prozeß“ gleich nach dem Tod des Dichters begann dessen Weltruhm. Mittlerweile ist das Gesamtwerk, aus dem bis dahin nur 300 Seiten erschienen waren, auf ein Dutzend Bände angeschwollen. Es gibt keinen Zweifel daran, dass Kafka wie kein anderer die Dichtung seit dem vorigen Jahrhundert richtungweisend beeinflusst und geprägt hat.

Die magische Anziehungskraft seiner anschaulichen Bildersprache gibt herausfordernde Rätsel auf, die geradezu nach Deutung verlangen, aber die Interpreten auch immer wieder zu voreiligen Schlüssen verleiten, die einander häufig widersprechen. Kafka selbst warnt beschwörend: „Alle menschlichen Fehler sind Ungeduld, ein vorzeitiges Abbrechen des Methodischen, ein scheinbares Einfühlen der scheinbaren Sache.“ Selbst der autobiographische „Brief an den Vater“, den der 36jährige Sohn fünf Jahre vor seinem Tod geschrieben hat, birgt diese Missverständnisse und bedarf notwendig der Deutung. Max Brod war 22 Jahre mit Kafka befreundet und kannte die Verhältnisse in dessen Elternhaus sehr genau. Deshalb sieht er auch sofort die Gefahr, bei den vordergründigen Tatsachen zu verweilen und dabei die tiefere Bedeutung, den verborgenen Hintergrund des Briefes zu verkennen. Es ist bezeichnend, dass Kafkas Mutter klugerweise die 60 Buchseiten lange,

tiefgründige Auseinandersetzung dem Vater nicht übergab. Sie ahnte wohl feinfühlig, dass zwar der Sohn die Welt des Vaters durchschaute und begriff, aber umgekehrt die Welt des Sohnes dem Vater immer unbegreiflich bleiben musste. Weil es jedoch dem Dichter unmöglich war, „sich dem Vater begreiflich zu machen“, konnte ihr letztlich unüberbrückbares Spannungsverhältnis auch nicht aufgehoben werden, obwohl an der ebenfalls unverbrüchlichen Verbundenheit der beiden kein Zweifel besteht.

Von der innigen Anrede „liebster Vater“ bis zu dem aufrichtigen Ende, dass der Brief „beide ein wenig beruhigen und Leben und Sterben leichter machen kann“, bestimmen trotz aller kritischen Anmerkungen Achtung und Anerkennung die Ausführungen. Kafka bescheinigt seinem Vater uneingeschränkt Güte, ja sogar Weichheit, liebevolle Fürsorge und Treue, Tüchtigkeit, Fleiß und Erfolg, und im Verhältnis zur Mutter bemerkt er ausdrücklich: „Du bist immer liebend und rücksichtsvoll zu ihr gewesen.“ Die Mutter schenkte zwar Liebe und Treue selbstlos zurück, musste aber häufig die Spannung zwischen Vater und Sohn aushalten und ausgleichen. „Natürlich hätte die Mutter das alles nicht ertragen können, wenn sie nicht aus der Liebe zu uns allen und aus dem Glück dieser Liebe die Kraft zum Ertragen genommen hätte.“ Wie wichtig dem Dichter diese einigende Kraft der Liebe als Grundlage menschlichen Zusammenseins ist, sagt er an anderer Stelle mit den Worten: „Nur dadurch, dass die Menschen alle Kräfte spannen und einander liebend helfen, erhalten sie sich in einer leidlichen Höhe über einer höllischen Tiefe.“ Diese höllische Tiefe wurzelt in der notwendigen Zerrissenheit des Menschseins, das einerseits von den Naturgesetzen beherrscht wird, denen andererseits die Möglichkeiten der Freiheit des Geistes entgegenstehen.

Kafka betont bei seinem Vater die Herkunft vom Lande, die Gesundheit, die Stärke und Lebenskraft, den zupackenden Tatendrang, die Geschäftstüchtigkeit, das häufig harsche, unbeirrbar Urteil über alles sowie eine gewisse selbtherrliche Macht: „Deine Meinung war richtig...dabei war Dein Selbstvertrauen so groß, dass Du gar nicht konsequent sein musstest und doch nicht aufhörtest recht zu haben...Du bekamst für mich das Rätselhafte, das alle Tyrannen haben, deren Recht auf ihrer Person, nicht auf dem Denken begründet ist.“ – Aus der Unzugänglichkeit und Unerschütterlichkeit dieses Gegenübers zog der empfindsame Dichter scheinbar resignierend den Schluß: „Schließlich schwieg ich, zuerst vielleicht aus Trotz, dann weil ich vor Dir weder denken noch reden konnte.“ – Trotzdem bleibt die Welt des Vaters das Hauptthema seines Denkens und Schreibens. „Mein Schreiben handelte von Dir, ich klagte dort ja nur, was ich an Deiner Brust nicht klagen konnte. Es war ein absichtlich in die Länge gezogener Abschied von Dir, nur dass er zwar von Dir erzwungen war, aber in der von mir bestimmten Richtung verlief.“ – Das widersprüchliche Spannungsverhältnis umreißt eine entscheidende Grundüberzeugung von Kafkas dichterischem Weltbild: Der unumgänglichen Notwendigkeit aller irdischer

Gegebenheiten verleiht der Dichter durch seine Einsicht die einzig sinnvolle Richtung: Indem er z. B. sein Sterben-müssen erkennt, verwandelt er diese Erkenntnis in ein Sterben-wollen, um mit dem Sinn der Schöpfung im Einklang zu leben.

Da der Vater ein geradliniges, einfaches und unmittelbares Leben führt, verfügt er auch über alle Eigenschaften der Lebenstüchtigkeit. Für die alles reflektierende, sinnsuchende, geistige Welt des Sohnes findet sich darin zwangsläufig kein Platz. Sie muß ihm „krank“ und „meschugge“ erscheinen, während umgekehrt für den Sohn die natürliche Lebensfülle des Vaters zum unerschöpflichen Quell seines dichterischen Weltbildes wird. Diese schwierige Auseinandersetzung muß daher ausschließlich von ihm selbst getragen werden. Die einzige Vertraute, die er in dieses Ringen einweiht, ist die jüngste seiner drei Schwestern, von der Kafka sich verstanden fühlt. Deshalb erwähnt er seine Gemeinsamkeit mit ihr nachdrücklich in dem Brief und erklärt dem Vater: „Du bist allerdings ein Hauptthema unserer Gespräche und unseres Denkens seit jeher, aber wahrhaftig nicht, um etwas gegen Dich auszudenken, sitzen wir beisammen, sondern um mit aller Anstrengung, mit Spaß, mit Ernst, mit Liebe, Trotz, Zorn, Widerwille, Ergebenheit, Schuldbewusstsein, mit allen Kräften des Kopfes und des Herzens diesen schrecklichen Prozeß, der zwischen uns und Dir schwebt, in allen Einzelheiten, von allen Seiten, bei allen Anlässen, von fern und nah gemeinsam durchzusprechen, diesen Prozeß, in dem Du immerfort Richter zu sein behauptest, während Du wenigstens zum großen Teil...ebenso schwache und verblendete Partei bist wie wir.“ – Die natürlich-sichere Welt des Vaters stößt auf die geistig-unsichere des Sohnes. Sie ist deshalb notwendig auch die stärkere, an der sich die geistige immer wieder neu entzündet, ja mitunter sogar aufreißt. Doch die Faszination des Geistes ist unwiderstehlich. Sie läßt den Dichter immer wieder der Versuchung erliegen, das unbegreifliche Geheimnis des Lebens und der Schöpfung dennoch begreifen zu wollen. Diese Auszeichnung des geistigen Menschen meint Kafka, wenn er in seinem Brief dem Vater entgegenhält: „Ich hatte, seitdem ich denken kann, solche tiefsten Sorgen der geistigen Existenzbehauptung, dass mir alles andere gleichgültig war.“...“Mich beschäftigte nur die Sorge um mich.“ – Während der Vatergänzlich dem diesseitigen Leben zugewandt, - „von religiösen Bedenken...kaum erschüttert werden“ kann, quälen den Sohn Angst und Schuldbewusstsein, weil sein Leben von einer gänzlich anderen Ausrichtung erfüllt ist.

Wer den Vater-Sohn-Konflikt in diesem Licht sieht, wird sich von dem hünenhaft aufgetürmten, alles erdrückenden Schreckbild eines allmächtigen Übervaters, wie es viele Biographen, Psychologen und Interpreten zeichnen, verabschieden müssen. Allein die Klarheit, mit der Kafka alle Schwächen seines Vaters durchschaut und bloßstellt, entlarvt die Einseitigkeit dieses zweifellos robusten Widerparts. Er bleibt der Repräsentant eines naturhaft-widerstandsfähigen Lebens, mit dem sich der Künstler auseinandersetzen hat.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach der Bestimmung des Menschen in seiner widersprüchlichen Einheit von Natur und Geist, von Notwendigkeit und Freiheit, ist in der Tat der einzige Gegenstand aller großen Kunst!

Lassen Sie mich zum Schluß die Gedanken des bedrückenden Briefes durch einige Zitate aus anderen Briefen und den Tagebüchern Kafkas ergänzen und vertiefen, um seine Weltsicht noch ein wenig deutlicher zu erhellen. An Milena schreibt er: Ich „verstehe den Sündenfall wie kein Mensch sonst“ und meint damit den Auseinanderfall der ursprünglich harmonischen Einheit in die widersprüchliche Zerrissenheit allen irdischen Daseins. Daraus ergibt sich für ihn seine Erlösungssehnsucht, von der es im Tagebuch heißt: „Metaphysisches Bedürfnis ist nur Todesbedürfnis.“ Der Mensch hat das Paradies also nicht nur hinter sich, sondern auch wieder vor sich!

Um derartige Erkenntnisse aus sich heraus zu gewinnen, hat Kafka den „Wunsch nach besinnungsloser Einsamkeit“, er sehnt sich nach dem Alleinsein in der Nacht, in der sich sein „Inneres löst“ und bereit ist, „Tieferes hervorzulassen“. Nur darauf aber kommt es ihm an: „Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften inneren Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt und es ist in einer schrecklichen Weise verkümmert und hört nicht auf zu verkümmern. [Aber] nichts anderes kann mich jemals zufrieden stellen.“

Kafka weiß, dass seine ständigen Kopfschmerzen, seine Schlaflosigkeit, seine körperlichen Schwächen und Anfälligkeiten der Preis für sein künstlerisches Schaffen sind. Aber er ist auch uneingeschränkt bereit, dieses Opfer zu bringen: „Die ungeheure Welt, die ich im Kopfe habe. Aber wie mich befreien und sie befreien, ohne zu zerreißen. Und tausendmal lieber zerreißen, als sie in mir zurückhalten oder begraben. Dazu bin ich ja hier, das ist mir ganz klar.“ Kafkas Krankheiten und sein gespanntes Verhältnis zum Vater sind die augenscheinlichsten Begleiterscheinungen seiner künstlerischen Zielsetzung, an der er nicht rütteln lässt. Denn sie bleibt ihm „das Wichtigste auf Erden.“ Nur von seiner Kunst erhofft er sich „eine himmlische Auflösung und ein wirkliches Lebendigwerden.“

„Erst in der geordneten Welt beginnt der Dichter“, war Kafkas Überzeugung, und in diesem Sinn ist seine Dichtung die tiefsinnige Widerspiegelung eines sinnerfüllten Ordnungsgefüges, in dem der Mensch gegenüber allen anderen Lebewesen der Schöpfung durch seine geistige Auszeichnung und persönliche Würde hervorgehoben ist. Damit sind ihm zugleich die Richtschnur und der Maßstab für sein Verhalten gegeben. Kafka hat sein Bekenntnis zu dem einzigartigen Auftrag des Menschen in dem Leitsatz zusammengefasst: „Wenn auch keine Erlösung kommt, so will ich doch jeden Augenblick ihrer würdig sein.“ Im Wagnis dieser ungewissen Hoffnung drückt sich die Überzeugung aus, dass der Mensch die Freiheit besitzt, sich zu einer besseren Welt zu entscheiden. In dieser Hoffnung offenbart sich der Glaube an die Möglichkeiten des Guten in

unserer Welt, an den „Himmel in engen Gassen“, wie bereits der Titel der ersten Veröffentlichung des damaligen Schülers Franz Kafka lautet, der heute zweifellos als der größte Dichter des vergangenen Jahrhunderts gilt.

Diese Einführung soll dazu dienen, das scheinbar vordergründige, wenn auch minutiös, vielseitig und feinsinnig beobachtete Geschehen in seiner Alltäglichkeit vor dem verborgenen Hintergrund eines notwendig unvereinbaren Spannungsverhältnisses zu sehen. Denn letztlich stoßen hier die Gegensätze von Natur und Geist, von Realität und Idealität, von einer *vita activa* und einer *vita contemplativa* aufeinander. Kafkas „Brief an den Vater“ ist in einer gewissen Hinsicht die moderne Fortsetzung von Goethes Drama „Torquato Tasso“, das in dem gegensätzlichen Bild von der Welle und dem Felsen zu dem Schluß gelangt: „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“ Die Moderne hat diesen Gegensatz zwischen der unerschütterlich widerstandsfähigen Realität und der sehnsuchtsvoll ungewissen Idealität um die dichterischen Sinnbilder von der Gesundheit und Krankheit erweitert. Krankheit bedeutet in diesem Zusammenhang die unstillbare Sehnsucht der Seele nach dem unbegreiflichen Geheimnis der Schöpfung. Krankheit zum Tode ist Ausdruck der Teilhabe des menschlichen Geistes an der Unendlichkeit und lässt keinen Zweifel am geistigen Scheitern-müssen im Diesseits, aber birgt zugleich die Möglichkeit der Hoffnung. In diesem Kranksein wurzelt die Kraftquelle der Kunst. Es ist die Ursache der schöpferischen Anstrengung des Geistes zum Außergewöhnlichen, zu dem gewöhnliche Gesundheit nicht den abenteuerlichen Mut findet. – Gerade diese Stärke seines Geistes offenbart dem Menschen die Schwäche seiner Natur, während umgekehrt die unmittelbare Stärke der Natur alles Geistige zu überwuchern und zu ersticken droht. Wo der Geist aber fehlt, vegetiert der Mensch nur noch animalisch dahin. Er verliert seine Würde. Zu unserer inneren Erfüllung aber brauchen wir den geistig-seelischen Himmel über unserer flachen Konsum- und Überflussgesellschaft!